

RICHARD MÜNCHMEIER

Erfahrungsorientierte Pädagogik in Jugendhilfe und Schule

Meine Aufgabe – so haben es die Veranstalter dieses Kongresses formuliert – soll eine Standortbestimmung sein: Wo steht die Erlebnispädagogik heute, wie positioniert sie sich in den gegenwärtigen Herausforderungen und wo deuten sich zukünftige Aufgaben an?

1. Das zentrale Thema: Bildung

Wenn man dieser Aufgabe nachgeht und sich fragt, wie eigentlich die zentralen Schlüsselthemen im Bereich von Jugendhilfe und Schule heute lauten, stößt man auf zwei: Es geht zum einen um die Folgen der öffentlichen Finanzmisere und die daraus resultierenden Erfahrungen von Kürzungen, wachsender Konkurrenz und steigenden Legitimationsanforderungen. Es geht zum anderen um die Frage der Bildung, vor allem der Bildungsdefizite und Bildungsanforderungen in Schule und Jugendhilfe. Zum ersten Thema will ich heute nichts sagen. Es ist wichtig, aber heute nicht Gegenstand. Konzentrieren will ich mich auf das zweite. Denn es scheint mir geeignet für eine Standortbestimmung wie für die Betrachtung der Herausforderungen von Erfahrungs- und Erlebnispädagogik heute. Wer hier nicht seinen Standpunkt klärt und bezieht, wird es schwer haben Anschluss zu behalten.

Das Thema Bildung ist zur Zeit in aller Munde. Ein wichtiger – und uns heute vor allem beschäftigender – Effekt der Debatte ist, dass Schule und Jugendhilfe neu herausgefordert sind, ihren Erziehungs- und Bildungsauftrag zu überdenken und zu bestimmen. Nachzudenken über ihren je spezifischen Beitrag zu einem gelingenden Aufwachsen der jungen Generation. Und natürlich auch: sowohl ihr ureigenstes Profil zu schärfen wie die Chancen der Kooperation auszuloten.

In dieser Situation könnte es eine Versuchung sein, das je eigene Profil durch Abgrenzungen, Verkürzungen und Zuschreibungen zu schärfen und zu legitimieren, statt den Versuch zu machen, voneinander zu lernen und miteinander zu kooperieren. Denn ohne ernsthafte und wesentlich gesteigerte Kooperationsbemühungen zwischen Jugendarbeit und Schule werden die anstehenden Probleme nicht zu bewältigen sein.

Welche Probleme sind das?

Bildung steht gegenwärtig im Zentrum gesellschaftlicher Auseinandersetzungen. Ein vielfältiger Bildungsdiskurs bewegt die Gemüter in Deutschland. International vergleichende Leistungsstudien (z.B. „TIMSS“; „PISA“) bescheinigen deutschen Schülern aller Schulstufen fehlende Kompetenzen und verweisen sie auf hintere Plätze. Arbeitgeberverbände beklagen einen gravierenden Leistungsverfall bei Lehrlingen und Auszubildenden, besonders im Rechnen, im sprachlichen Ausdrucksvermögen und in der Rechtschreibung. Viele Eltern und der musisch-kulturelle Bereich kritisieren, dass die persönlichkeitsformenden, kreativen und künstlerischen Elemente von Bildung viel zu kurz kommen und immer nachrangiger eingestuft werden. Vielfältiger Reformbedarf des Bildungswesens wird angemeldet, Versuche zu Innovation und Veränderung sind gefordert. Mit Europa verbinden sich neue Aufgaben der Öffnung und Weiterentwicklung der Bildungslandschaft. Sie liegen vor allem in erweiterten Lern- und Studienmöglichkeiten, in neuen Freizügigkeiten des Lernens und der Ausbildung, in gegenseitigem interkulturellem Austausch und in Kooperation.

Wenn ich es recht verstehe, so verweisen alle die genannten Debatten auf ein vielschichtiges, komplexes Grundproblem, das man abstrakt vielleicht folgendermaßen formulieren könnte:

- Der soziale und ökonomische Wandel, dem unsere Gesellschaft unterliegt, bedeutet rasche und einschneidende Veränderungen sowohl in Gesellschaft und Arbeitswelt als auch in der Art und Weise des Aufwachsens, in der Familie und in den biografischen Mustern der Lebensführung.
- Dieser Wandel stellt uns vor neue Herausforderungen: Bildung wird bedeutsamer und wichtiger als je zuvor, sie wird zur entscheidenden „Ressource der Lebensführung“; und zugleich muss neu bestimmt und genauer gefasst werden, was Bildung bedeutet, wie sie zu organisieren ist und wie die einzelnen sie sich aneignen können im Interesse eines gelingenden Lebens.

Die Aufgeregtheiten und Widersprüche der gegenwärtigen Bildungsdebatte sind wohl nur ein Ausfluss, gleichsam die Oberfläche dieser viel tiefer gründenden Problematik.

2. Erlebnisorientierte Jugendarbeit und die gesellschaftsbezogenen Bildungsaufgaben

Seit gut 30 Jahren beobachten wir einen sich beschleunigenden Wandel unserer Gesellschaft, der sich in unterschiedlichen Bereichen mit unterschiedlicher Geschwindigkeit oder auch Beharrungsvermögen vollzieht. Führende Sozialwissenschaftler gehen heute davon aus, dass

wir mit unseren heutigen Forschungsmethoden und -instrumenten noch gar nicht erfassen können, was sich bereits alles verändert hat, und schon gar nicht, was sich wie alles verändern wird.

Wir können aber annehmen, dass die Gesellschaft der Zukunft sicherlich

- eine *Wissensgesellschaft* sein wird, in der Intelligenz, Neugier, Lernen wollen und können, Problemlösen und Kreativität eine wichtige Rolle spielen;
- aber auch eine *Risikogesellschaft* ist, in der Biografie ständig neu erfunden und trotzdem Identität gewahrt werden muss, in der der Umgang mit Ungewissheit ertragen und in der Menschen ohne kollektive Selbstorganisation und individuelle Verantwortlichkeit scheitern werden;
- eine *alternde Gesellschaft* sein wird, in der sich das Verhältnis von Alt und Jung strukturell und qualitativ ändern wird,
- weiterhin eine *Arbeitsgesellschaft* sein wird, der die Arbeit nicht ausgegangen ist, sondern in der Arbeit eher Informations- und Dienstleistungsarbeit ist, eher flexibel und sich rasch in ihrer Form und in ihren Anforderungen an die Kompetenzen der Arbeiten ändert und - hoffen wir, dass sie
- eine *Zivilgesellschaft* ist, mit vielfältigen Formen der Partizipation und Kooperation der Bürger, egal welchen Geschlechts, welcher Herkunft, welchen Berufs - und welchen Alters!
- eine *Einwanderungsgesellschaft* bleiben wird, in der Menschen verschiedener Herkunft, Religion, Kultur und Tradition integriert werden müssen, vorhandene Konflikte und Vorurteile überwunden und Formen des miteinander Lebens und Arbeitens entwickelt werden müssen, die es allen erlauben, ihre jeweilige Kultur zu pflegen, aber auch sich wechselseitig zu bereichern!

Alle diese Gesellschaftsmodelle und Trends verlangen von den Bürgerinnen und Bürgern komplexe Kompetenzen der individuellen Lebensführung und des sozialen Zusammenlebens. Sie setzen Bildung und Gebildetsein voraus. Gleichgültig nach welchem der genannten Modelle Zukunft gedacht wird, in allen wird klar und deutlich: für die Sicherung ihres Bestandes wie für ihre Perspektiven ist Gesellschaft auf Bildung angewiesen. Von Bildung als *gesellschaftlicher Bildung* hängen entscheidend der Bestand demokratischer Kultur, die Tragfähigkeit des sozialen Zusammenhalts und der gesellschaftlichen Solidarität, die Akzeptanz der zentralen Werte und Regeln der Zivilisation unserer Gesellschaft ab. Nicht

allein „Wissen“, sondern „Bildung“ in einem umfassenden Sinn sichert den Standort Deutschland und die Zukunft unserer Gesellschaft, die ihren Mitgliedern Teilhabe und Selbstbestimmung zugleich sichert.

Wie positioniert sich Erlebnispädagogik gegenüber solchen Herausforderungen? Sie hat sich in den letzten 15 Jahren als ein anerkanntes und umfangreiches Arbeitsfeld etabliert. Betrachtet man aber ihre konzeptionellen Grundlagentexte, Programmziele und Begründungen, wird unübersehbar: Erlebnispädagogik bezieht sich in ihren Zielen und Angeboten vorrangig auf das Individuum. Sie hat die individuelle Persönlichkeitsentwicklung im Blick, das persönliche Wachstum der Teilnehmer. Beim Versuch, Transferwirkungen zu benennen, kommen fast nur die subjektive Lebensbewältigung oder subjektive Alltagskompetenz, nicht aber gesellschaftliche Erfordernisse im gerade genannten Sinn ins Spiel. Allenfalls im Bereich von erlebnispädagogischen Maßnahmen im Feld der Jugendhilfe, der Hilfen zur Erziehung, werden Themen wie Gewaltabbau, Umgang mit Fremden, Sozialintegration genannt.

Worin also liegen die gesellschaftsbezogenen Leistungen erfahrungsorientierter Pädagogik? Was ist ihr Beitrag zur Demokratisierung, zur Vorbereitung auf eine interkulturell gemischte, alternde und auf zivilgesellschaftliche Potentiale und Engagement angewiesene Gesellschaft? Hier scheint mir ein erheblicher Klärungsbedarf vonnöten, das Anstoßen einer Debatte.

3. Bildung als zentrale Ressource der Lebensbewältigung

In einer Gesellschaft, in der die institutionellen „Geländer der Lebensführung“ (Scheffold) immer weniger verlässlich biografische Planungen stützen können und Verläufe in mögliche Zukünfte tendenziell unkalkulierbar werden, ist Bildung die entscheidende und grundlegende Ressource der alltäglichen Lebensbewältigung. Zur Aufgabe der Vorbereitung auf die Zukunft (Qualifikationserwerb) ist für Kinder und Jugendliche heute die Aufgabe der Bewältigung der Gegenwart, des ganz normalen Alltags, hinzugekommen. Der „Schonraum“ Kindheit und Jugend zerbröckelt, der „Ernst des Lebens“, die gesellschaftlichen Großprobleme reichen mit ihren Folgen in den Alltag junger Menschen hinein. „Die gesellschaftliche Krise hat die Jugendphase erreicht“, lautet ein einvernehmliches Ergebnis der neuesten Jugendforschung (z.B. 12. Shell Jugendstudie 1997). Bildung ist deshalb viel mehr als nur Ausbildung und Qualifikationserwerb; sie ist Voraussetzung dafür, sich in einer kompliziert gewordenen Welt zu verorten und zu behaupten. Moderne Pädagogik spricht mit

Bezug auf Bildung deshalb nicht bloß von Qualifikation, sondern immer mehr – scheinbar ganz allgemein – von Daseins- oder „Lebenskompetenz“.

Ungleiche Bildungsvoraussetzungen spielen nach wie vor die entscheidende Rolle bei der Entwicklung ungleicher Einstellungen, Werthaltungen und Optionen für Lebensplanung und Lebensführung. Hierzu einige Beispiele aus der 13. Shell Jugendstudie, 2000:

- junge Menschen mit guten Bildungsvoraussetzungen blicken optimistischer in die Zukunft, weil sie ein höheres Zutrauen in die eigene Wirksamkeit besitzen; sie trauen sich eher zu, ihr Leben trotz aller wahrgenommenen Schwierigkeiten zu meistern („self-efficacy“ im Sinne von Bandura);
- junge Menschen mit guten Bildungsvoraussetzungen sind entschiedener in ihren Werthaltungen und Wertentscheidungen; das Schlagwort von der Werterosion trifft auf sie weniger zu; das macht sie widerstandsfähiger gegen situative Enttäuschungen und Rückschläge, hilft ihnen, Kurs zu halten;
- junge Menschen mit guten Bildungsvoraussetzungen sind offener für Europa, haben ein ausgeglicheneres Verhältnis zu Deutschland, sind weniger anfällig für einseitigen Nationalismus, sind politisch interessierter – aber auch kritischer;
- junge Menschen mit guten Bildungsvoraussetzungen sind offener für andere, haben einen größeren Freundeskreis, dichtere soziale Kontakte und Netzwerke; sie sind deshalb besser sozial integriert und können sozialen Rückhalt für ihre Bewältigungsaufgaben mobilisieren;
- sie sind deshalb weniger ausländerfeindlich, toleranter, sozial aufgeschlossener.

Aber um welche Bildung, um welche Art, welches Verständnis geht es? Bildung im Sinne einer zentralen Ressource der Lebensführung meint nicht einfach Wissenserwerb, das Lernen von Bildungsgütern. Bildung im hier gemeinten Sinn heißt *sich* bilden. Bildung ist immer ein Prozess des *sich* bildenden Subjektes, ist Selbstbildung. Dieses Subjekt muss im Zentrum der Betrachtung stehen, wenn es um Bildung geht. Bildung ist also nicht ein Katalog von kumuliertem Wissens, über das ich verfügen muss, um das Abitur zu bestehen oder als gebildeter Mensch zu gelten. Bildung ist kein Gut und keine Ware. Bildung ist ein Prozess.

Mir scheint, dass Erlebnispädagogik gerade hier ihr besonderes Leistungspotential besitzt und entfalten kann. Zu fragen bleibt aber, in welcher Perspektive und in welchem Zusammenhang sie ihr Potential ausspielt. Erlebnispädagogik – so scheint es – schwankt hier je nach Arbeitsfeld zwischen einer eher bildungspraktischen und einer eher sozialpolitisch-

sozialpädagogischen Orientierung. Anders gesagt: Will erlebnisorientierte Pädagogik ihr Bildungspotential entfalten, muss sie sich an die gesamte junge Generation richten und muss sich in allen Bildungsbereichen, sowohl in der Schule wie in der Jugendarbeit und darüber hinaus entfalten und darf sich deshalb nicht auf besondere Klientelgruppen von Adventure-Orientierten oder Problemjugendlichen einschränken lassen. Man könnte auch so fragen: Ist Erlebnispädagogik von allgemeiner pädagogischer Relevanz oder ist sie ein Spezialangebot kompensatorischer Erziehung für Gruppen mit Spezialbedürfnissen?

Gerade in den neuen Bundesländern besteht die Gefahr, dass Jugendarbeit und Jugendverbände sozialpolitisch in die Pflicht genommen werden. Das bedeutet, dass man ihre Einrichtungen und Angebote als Möglichkeit sieht und konsequent zu nutzen versucht, Problemgruppen unter den Jugendlichen – seien es Rechtsradikale, Arbeitslose, Drogengefährdete und andere – aufzufangen und zu disziplinieren. Hinter dieser sozialpolitischen Inpflichtnahme steckt ein bestimmtes Jugendbild, das Jugend generell als gefährliches Alter, als – wie Durkheim formuliert hat – „potentielle Devianz“ versteht und deshalb Gefahr läuft, in diesem Defizitblick die gesamte junge Generation zu einer großen Problemgruppe zu machen.

Sicherlich ist es nicht von der Hand zu weisen, dass Erlebnispädagogik auch sozialpolitische Leistungen erbrachte und erbringt. Man denke nur an die Jugendsozialarbeit, die Jugendberufshilfe oder an Ansätze aufsuchender Straßensozialarbeit. Die Frage, die hier angeschnitten werden soll, richtet sich aber darauf, worin Erfahrungs- und Erlebnispädagogik eigentlich ihr Selbstverständnis, sozusagen ihr Fundament sieht. Mir scheint, dass eine solche Konzentration und Verständigung über die zentrale Perspektive in der Gegenwart ansteht.

4. Ist die Erlebnispädagogik für eine Bildungsoffensive gerüstet?

Wer in der Bildungslandschaft einen eigenen, relevanten und vor allem kritischen Beitrag liefern will, tut gut daran, sich zunächst selbstkritisch zu fragen, ob er denn hierfür gerüstet ist und wie es um seine Ressourcen steht. Andernfalls wären seine Absichten und Bekundungen von vornherein nicht ernst zu nehmen und müssten als pure Rhetorik gewertet werden. Wer unter modernen Bedingungen sich in die Bildungsaufgabe einbringen und mit eigenem Beitrag daran beteiligen will, muss deutlich sagen, worin seine Möglichkeiten liegen, und muss glaubhaft machen, dass er die Mittel hat, sie zu realisieren.

Für die Erlebnispädagogik müsste diese kritische Vorklärung nach meiner Meinung gar nicht so schlecht ausfallen, wenn sie ihre Traditionen und Entwicklungen ernst nimmt und von ihnen Gebrauch macht. Dann könnte sie auch auf einer anderen Ebene, inhaltlicher, argumentieren, als mit den immer zu hörenden Klagegliedern von Mittelkürzung, Personalabbau und Finanzknappheit ihr eigenes Offensivwerden sofort wieder zu desavouieren.

Erlebnispädagogik kann sich als gut vorbereitet betrachten, weil ihr Theorievorrat in den letzten 20 Jahren erheblich und umfassend gewachsen ist. Nach einer langen Zeit positioneller Theoriekonzepte, die sich gegenseitig bekämpft und auszuschließen versucht haben (also ausdrücklich jeweils in Konfrontation und im Widerspruch zu einander formuliert wurden), liegen heute Theorien und Konzepte zur Jugendarbeit vor, die aufeinander bezogen und miteinander kombiniert werden können und sollen. Sie leuchten jeweils besondere Aspekte aus und werden in der wechselseitigen Verbindung weitaus besser den sich stellenden komplexen und ganzheitlichen Aufgaben gerecht. Eine Stärke der gegenwärtigen Situation liegt also darin, dass die Erlebnispädagogik auf allgemeine Theorien der Jugendarbeit zurück greifen und sich in ihnen kontextualisieren kann. Sie muss sich nicht mehr in Konkurrenz zu solchen Theorieansätzen fühlen, sondern kann sich in solche Modelle einbringen und ihren Beitrag, Ihre Besonderheit und ihre genuines Potential in solchen Kontexten wesentlich deutlicher und profilierter darstellen.

Zu diesen Theoriemodellen gehören

- Sozialraumorientierung (Böhnisch, Münchmeier, Deinet und andere)
- Ressourcenansatz (Krappmann)
- Subjektorientierte Bildungstheorien (vor allem Scherr, Fuchs)
- Milieuansatz, subkulturtheoretischer Ansatz (Böhnisch, Schroer, Krafeld und andere).

Jeder dieser Ansätze betont nach meinem Verständnis wichtige Aspekte und trägt deshalb zu einer Gesamtorientierung bei. Und jeder Ansatz hat natürlich für sich genommen auch Grenzen, die durch die Verbindung mit den anderen Modellen überwunden werden können. So betont etwa der Sozialraumansatz, dass Jugendarbeit mehr sein muss als eine einrichtungsgebundene, institutionenfixierte und an formalen Programmen orientierte „Veranstaltung“; dass sie Teil der sozialen Infrastruktur ist, dass sie die im sozialen Umfeld,

in der „Lebenswelt“ der Jugendlichen steckenden Themen von Zugänglichkeit oder Verslossenheit von Ressourcen und Erfahrungsmöglichkeiten aufzugreifen und zum Thema zu machen hat, also soziale Gelegenheitsstrukturen „qualifizieren“ muss. Es wäre aber natürlich völlig verkehrt, hierin etwas Antipädagogisches, das Gegenteil zu Bildungsprozessen zu sehen. Zu einem subjektorientierten, an einem anspruchsvollen Bildungsbegriff orientierten Verständnis kann schon deshalb kein Gegensatz bestehen, weil es ja darauf ankommt, dass Jugendliche sich die Möglichkeiten, die in den sozialen Räumen stecken, „aneignen“ (Deinet) – und eben dieses ist ja ein Bildungsprozess des sich selbst bildenden Subjekts. Und anders herum: indem der Bildungsaspekt der Jugendarbeit in diesem Sinn von subjektiver Selbstbildung betont wird, entsteht gemeinsam mit den Ressourcenkonzepten Einigkeit in der kritischen Infragestellung von Programm- und Angebotspädagogik, die sich nicht mehr an den Adressaten und ihrer Subjekthaftigkeit orientiert, sondern an Themen- und Inhaltskatalogen.

Und wiederum wäre es ganz falsch, Bildungsprozesse auf nur individuelle Erfahrungen zu reduzieren. Bildung setzt immer Gemeinschaft, bildsame Milieus voraus. Jugendarbeit hat deshalb über die traditionelle Gruppenorientierung hinaus die informellen Milieus und Szenen, die jugendkulturellen Gesellungen wiederentdeckt und nimmt sie als immer schon vorhandene Lernmilieus ernst. Krafeld spricht von „Cliquenorientierung“.

5. Erlebnispädagogik im Kontext eines allgemeinen Bildungsverständnisses

Im Lichte dieses Theorievorrats kann die Erlebnispädagogik – wie schon gesagt - ihre eigenen Traditionen als Erfahrungen und Modelle für die erforderlichen Bildungsprozesse wiederentdecken und neu benutzen. Die in den letzten Jahrzehnten zu beobachtende Dominanz von Methoden der Lehrgangs-, Kurs- und Seminarpädagogik im weitesten Sinn ist ja eigentlich nichts genuin Jugendarbeiterisches, sondern entstammt didaktischen Konzepten der Gruppenpädagogik. Gruppenpädagogik als didaktische Form zielt eher auf Lernen denn auf Bildung. Sie ist brauchbar für Schulungen, bei der „Vermittlung“ von Inhalten (also Stoff) und wird unterstützt durch eine darauf bezogene Förderungspolitik, die Themenkataloge und Teilnehmerdoppelstunden als Nachweis verlangt und dies gelegentlich noch mit Qualitätsentwicklung verwechselt.

In der Perspektive subjektorientierter Bildungsaufgaben wäre an andere Traditionen zu erinnern, die genuin zur Jugendarbeit gehören und ihr unverwechselbares Profil wesentlich deutlicher ausdrücken. Solche Traditionen sind zum Beispiel

- Erfahrungslernen,
- reflexive Aneignung,
- Selbstwirksamkeit,
- Selbstorganisation,
- Bedürfnisorientierung,
- Entwicklung von kritischer Zeitgenossenschaft (politische Bildung) und
- Entwicklung von Lebenskunst (alltägliche Lebensbewältigung).

Der allgemeine Grundsatz der Selbstorganisation Jugendlicher drückt sich in den Prinzipien von Bedürfnisorientierung und Offenheit aus. Jugendliche sollen ihre Interessen und Bedürfnisse selbstständig erkennen und formulieren und selbstorganisiert in die Hand nehmen. Jugendarbeit versteht sich traditionell als ein Übungs- und Erfahrungsfeld der Selbstorganisation und des Mündigwerdens, wo Jugend ihre gemeinsamen Belange selbst vertritt und ihre Interessen selbst entwickelt. Sie verfolgt damit – so würde man heute sehr anschlussfähig an ein Konzept von Selbstbildung vielleicht modisch sagen – eine Strategie des „Empowerment“, der „Bemächtigung“ jugendlicher, die „Herren im eigenen Leben“ sein sollten.

Das Prinzip der Selbstorganisation zielt aber nicht einfach beliebig bzw. individualistisch oder hedonistisch auf (dann falsch verstandene) Bedürfnisorientierung, sondern gilt zugleich als Begründung dafür, dass Jugendarbeit ihr Zentrum in der politischen Bildung haben sollte. Insofern ist sie wesentlich mehr als ein „sinnvolles Freizeitangebot“, als welches sie von der Öffentlichkeit und von Politikern gerne hingestellt wird. Es sollte weder um „Zerstreuungspädagogik“ oder oberflächliche „Freizeitpädagogik“, noch um eine Art Sozialkunde oder Staatsbürgerkunde, um Vermittlung von institutionellem Verfassungswissen gehen, sondern um eine politische Bildung als erfahrbare und erfahrene Praxis, als eigenes Handeln, als eingeräumte und angeeignete Möglichkeit, über gemeinsame Anliegen kollektiv, partizipationsoffen und transparent zu entscheiden. Auch deshalb sind Selbstorganisation und Bedürfnisorientierung so wichtig: Sie sind das Erfahrungsfeld, dass es wichtig ist, niemanden

auszuschließen, andere Meinungen und Standpunkte zu respektieren und auszuhalten, trotz unterschiedlicher Meinungen und Urteile doch zu gemeinsamer Aktion zu kommen.

6. Kooperation mit der Schule

Aus Sicht der Jugendhilfe sollte leitender Gedanke von Ganztagsangeboten die Verbesserung des gesamten Bildungsprozesses aus der Perspektive von Kindern und Jugendlichen sein. Es geht um Bildung, nicht nur um schulische und schon gar nicht um bloße Hausaufgabenbeaufsichtigung und Betreuung bis zum späten Nachmittag. Schüler/innen sollten ganzheitliche, vielfältige Bildungsangebote nutzen können und angeregt werden, sich ohne Leistungsdruck in verschiedenen Feldern auszuprobieren. Um solche Angebote auf die Anliegen von Kindern und Jugendlichen zuzuschneiden, ist ihre Partizipation an der Planung und Durchführung von Angeboten wesentlich und gleichzeitig ein eigenes Bildungsziel.

Voraussetzung um diese Ziele tragen zu können, ist eine tragfähige, pädagogische Gesamtkonzeption und entsprechend fachlich geeignetes Personal. Die Inhalte von Ganztagsangeboten sollten sich vor allem auf Felder erstrecken, die im vorwiegend kognitiven Bildungskanon des Unterrichts wenig vorkommen und geeignet sind, dem ganzheitlichen Anspruch Rechnung zu tragen. Dies sind z. B.: politische, soziale, gesundheitliche, kulturelle, naturkundliche oder technische Bildung sowie Sport, Spiel und Geselligkeit (vgl. KJHG, § 11).

Zur Verwirklichung der genannten Ziele und Inhalte müssen die Strukturen folgenden Voraussetzungen Rechnung tragen: Ganztagsangebote für Schüler/innen sind nicht mit der Ganztagschule zu verwechseln, es geht also nicht um Ergänzungsunterricht am Nachmittag. Die Angebote sollen von Seiten des Trägers verlässlich sein, aber für die Schüler/innen freiwillig. Die Angebotsformen können auch offenen Charakter aufweisen, wie es zum Beispiel bei Schülertreffs oder –cafés der Fall ist. Anzustreben sind flexible Lösungen, die sich je nach Schultyp und Alter der Schüler/innen am Bedarf nach Verlässlichkeit, Regelmäßigkeit (Schulferien) und abzudeckenden Zeiten orientieren. Zudem müssten Ganztagsangebote frei von einer Leistungsbewertung für das besuchte Angebot sein. Das heißt, Zeugnisvermerke wie z. B. „hat mit Erfolg am Internetkurs für Anfänger teilgenommen“ oder „hat sich mit großem Erfolg in der Arbeitsgemeinschaft Musik engagiert“, sollten nicht in Betracht gezogen werden, sofern es um die Teilnahme und eine

damit verbundene Leistungsbewertung geht und nicht um ein Ehrenamt. Damit sich Partizipation auch in der Strukturierung der Angebote widerspiegelt, ist es sinnvoll, Kinder und Jugendliche in die Auswahl der Inhalte einzubeziehen und bei der Durchführung altersgemäß zu beteiligen. Für sie muss deutlich erlebbar sein, dass es sich am Nachmittag um ihre Freizeit handelt, die nicht „verschult“ werden soll. Dies beinhaltet auch, ihnen im Nachmittagsbereich Rückzugs- und Freiräume sowie soziale Kontakte und Gruppenerfahrungen zu ermöglichen.

Grundlage von Kooperation ist die Gleichberechtigung der Partner Schule einerseits und Jugendhilfe andererseits. Sollte aus organisatorischen Gründen die Schule zum Mittelpunkt für die Bereitstellung von Ganztagsangeboten werden, ist besonders Augenmerk darauf zu legen, die Kooperationspartner der Jugendhilfeträger strukturell einzubeziehen. Dies bedingt eine gleichberechtigte Mitwirkung in den entsprechenden Schulgremien. Darüber hinaus muss es für Jugendhilfeträger, insbesondere für Jugendverbände selbstverständlich möglich sein, Angebote außerhalb des Schulgeländes bereit zu stellen. Es darf nicht die Schieflage entstehen, dass Jugendhilfe zum Erfüllungsgehilfen der Schule wird, indem sie sich um Mittagsverpflegung, Hausaufgabenbetreuung, Vorbereitung auf Klassenarbeiten und Verwahrung von Kindern bis zu späten Nachmittag kümmert.

7. Profil zeigen

Der Auftrag wie die besonderen Möglichkeiten im Zusammenhang mit der Einlösung des Rechts auf Bildung, die die Jugendhilfe allgemein und die Erlebnispädagogik im Besonderen haben, zielen also darauf

- a) Kompetenzen der Alltags- und Lebensbewältigung anzubieten. Gerade im Medium von reflektierter Erfahrung, handlungsorientierten Lernen, Wachsen an Herausforderungen können solche „Schlüsselkompetenzen“ besser wachsen als im klassischen Schulunterricht.
- b) junge Menschen zur Selbstbildung anregen, Gelegenheitsstrukturen für eigenaktives Lernen, anregungsreiche Umwelten zur Orientierung und zum Ausprobieren zu schaffen.
- c) Vielfalt der Bildungslandschaft zu garantieren, damit nicht alles, was mit Bildung zu tun hat unter dem Dach von Schule stattfinden muss. Dies bedeutet auch

gegenzuhalten gegen Billiglösungen (Schule am Vormittag, Betreuung am Nachmittag) und für Qualität z. B. in der Ganztagsbetreuung einzutreten.

- d) Orientierung auf eine demokratische Gesellschaft als Leitbild; Partizipation, Mitgestaltung, Offenheit sind nicht nur für das Modell einer Wissensgesellschaft unverzichtbar, sondern fundamentale Voraussetzung für ein demokratisches, tolerantes, solidarisches Gemeinwesen, kurz: für das Überleben von Humanität und Sozialität.